

Alters-Perspektiven aus dem Altertum: Selbstverständliches und Tabus.

(2.9.2010, Vortrag am 11. Zürcher Gerontologietag 2010)

Abstract

Im fernen Spiegel des Altertums erkennt man fortbestehende Grundprobleme, einigen Fortschritt, auch alte und neue Tabus.

Das von der ‚Natur‘ vorgesehene Alter des Menschen hat sich in den letzten 3000 Jahren offenbar nicht wesentlich geändert: es gibt durchaus aktive Achtziger(innen) auch in der Antike.

*Ein nahezu universales Phänomen ist der ‚Rat der Alten‘, lateinisch *senatus*, kirchlich das Gremium der ‚Älteren‘ (*presbyteroi*) – ‚Priester‘. Es gibt auch entsprechende Frauen-Clubs. Die Verbindung von ‚Alter‘ und ‚Ehre‘ ist besonders im Griechischen sprachlich mehrfach fixiert, wird aber doch unterlaufen. Der Mythos erzählt von Tithonos, dem Gatten der Morgenröte (*Eos*), der unsterblich, aber nicht alterslos war und schließlich zur Zikade schrumpfte.*

Cicero schrieb, mit 61 Jahren, einen philosophischen Dialog ‚Cato Maior oder Über das Alter‘, der überaus positiv zur Sache geht: Krankheit lasse sich durch rechte Lebensführung vermeiden, berufliche Tätigkeit durch geistige Tätigkeit ersetzen, die Sexualität loszuhaben aber solle man froh sein. Realiter bleiben alle bekannten Defizite und Schrecken präsent. Philosophen sterben an Prostata-Problemen, man weiß auch vom geistigen Verfall. Aristoteles meint, nur der Körper als Werkzeug der Seele könne versagen, nicht aber der Geist; solcher Dualismus ist heutzutage kaum mehr durchzuhalten.

Fast tabulos diskutierbar ist der selbstbestimmte ‚Ausgang‘ aus dem Leben.

Meine Spezialität ist das Altertum, also eine Kultur, die 1500 bis 3000 Jahre zurückliegt; ich kenne auch noch ältere Kulturen, die dem vorausgingen. Wir wissen über das Altertum relativ gut Bescheid, weil es eine bedeutende Literatur hinterlassen hat. Davon möchte ich einiges vorstellen. Das ist wie ein ferner Spiegel unserer eigenen Zustände, und vielleicht sieht man in einem fernen Spiegel einiges deutlicher, was in der Nähe nicht so auffällt. Die Langzeitperspektive kann manchen Fortschritt aufzeigen, den es zweifellos gibt; sie kann aber auch die Dauerhaftigkeit von Erscheinungen und Problemen beweisen: Sehr vieles ist gar nicht neu und insofern alles andere als unerhört. Es mag sich zeigen, daß nicht nur Grundprobleme ungelöst fortbestehen, sondern auch, daß neu aufgebaute Tabus neue Probleme schaffen.

Ausgehen möchte ich von einem sozusagen interkulturellen Text, dem ‚Barlaam-Roman‘. Dies ist ein sehr seltsames Buch, es existiert als indischer, arabischer, persischer, hebräischer, georgischer Text, bis dann um 1100 eine griechische Ausarbeitung erstellt wurde, aufgebläht mit viel byzantinischer Predigt-Theologie; die wurde dann in andere europäische Sprachen übersetzt, französisch, katalanisch, war eine Art Bestseller, sagen wir: einer der interessanteren frommen Texte des Mittelalters; dann sind sogar Gebeine des Hl. Barlaam aufgetaucht; sie sind heute in Antwerpen. In Wirklichkeit handelt es sich, wie man längst gesehen hat, um eine Fassung der Buddha-Legende, der Geschichte vom allzu wohlbehüteten Königssohn, der einmal seinen Palast verläßt und sich unversehens mit Alter, Krankheit und Tod konfrontiert sieht. In der arabischen Fassung heißt diese Hauptgestalt noch Budasaph, das ist der Bodisatva; aber im arabischen Alphabet sind die Buchstaben b und j identisch, nur durch ein bzw. zwei Pünktchen unterschieden; so wurde aus dem Budasaf ein Ioasaph; auch der Prediger, der dem Königssohn die religiöse Erklärung der Welt liefert, ändert seinen Namen (arab. Bilawhar), er wird in der griechischen Fassung zu Barlaam; das klingt an biblisches Aramäisch an, wie Barnabas oder Barrabas.

In diesem interkulturellen Buch also spricht der Lehrer in Gleichnissen; hier das vierte von diesen (*Apólogoi*) – ich vereinfache ein wenig –: ein Mann stürzt auf der Flucht vor einem wilden Tier – das ist, lokal variierend, ein Elefant, ein Kamel, ein Löwe, ein Einhorn – „in einen großen Abgrund, er streckt die Hände aus und greift nach einem Strauch und hält den ganz fest, er kann dann auch die Füße auf irgend etwas stützen und glaubt sich in Frieden und Sicherheit. Als er aber aufblickt, sieht er zwei Mäuse, weiss die eine, schwarz die andere, die unablässig an der Wurzel des Strauchs fressen, an dem er hängt; und sie sind nah daran, diese im nächsten Moment ganz abzubeissen. Er sieht hinab auf den Boden des Abgrunds, und da sieht er einen schrecklichen Drachen, Feuer schnaubend, das Maul aufreisend, bereit, ihn zu verschlingen; indem der Mann dann aber die Augen wieder erhebt, sieht er, wie aus den Zweigen jenes Strauchs ein wenig Honig hervortropft. Da läßt er es, sich umzusehen nach den ihn umringenden Drohungen ... er vergißt, unvernünftigerweise, die gewaltigen Schrecken, die zu sehen waren, und hängt sich mit seinem ganzen Sinn an dieses tropfende Bißchen, an seine Süße“. Das Gleichnis ist durchsichtig genug. Die Mäuslein, das sind Tag und Nacht, die unablässig an unserem Leben nagen. Der Absturz wird kommen.

Bemerkenswert, wie in diesem Text Buddhismus, Islam und Christentum übereinkommen – ganz interkulturell: Der Mensch weiss vom Tod, vom eigenen, bevorstehenden Tod als einem unausweichlichen Faktum; Schimpansen kapieren den Tod offenbar nicht. Philosophen haben schon versucht sich auszumalen, was das bedeutet hat, als zum ersten Mal ein Mensch diese Einsicht hatte: Ich werde sterben. War das die Geburtsstunde der Philosophie? Oder der Religion? Oder von beidem? Der jetzt oft genannte Neanderthaler hat bereits Menschen begraben, offenbar mit Begräbnisriten. Schimpansen machen das nicht.

In der klassischen Dichtung ist diese Einsicht präsent. In den Epen Homers sind nur die Götter die ‚Unsterblichen‘ (*athánatoi*). Die Menschen sind die Sterblichen (*thnetoi*). Lateinisch heißt das *mortalis*. Aus dem Bil-

Worterschatz ist ‚sterblich‘ in unserem Wortschatz verblieben, wenn es auch vielleicht nicht mehr häufig im Alltagswortschatz gebraucht wird. In der Schullogik hat sich für den simpelsten Schluß der Mustersatz gebildet: Alle Menschen sind sterblich – Sokrates ist ein Mensch – also ist Sokrates sterblich. 1000 Jahre vor Homer, im Gilgamesh-Epos, altbabylonische Version, spricht die Schenkin Siduri zu Gilgamesh: „Gilgamesh, wohin läufst du? Das Leben, das du suchst, wirst du nicht finden. Als die Götter die Menschheit erschufen, da bestimmten sie der Menschheit den Tod, behielten das Leben in ihrer eigenen Hand“. Da braucht es keinen Sündenfall: Es ist einfach so.

Das Alter hat es mit dem Tod zu tun – ich fürchte, wenn ich dies sage, habe ich schon alle Tabus der Gerontologie gebrochen. Die Lage ist hoffnungslos, und man kann sie wohl nur mit Humor bewältigen, wie schon Wilhelm Busch wußte. Wie unvernünftig ist der Mann, der dem Genuß der Honigtropfen sich hingibt, meint der Prediger im Barlaam-Roman. Ich möchte ihm energisch widersprechen: Wenn die Lage nicht zu ändern ist, dann ist es doch das Beste, ja das Vernünftigste, sich wenigstens auf die paar Tropfen des Honigs zu konzentrieren, die immerhin angeboten sind. Auf den Drachen zu starren bringt nichts. Über den Tod zu reden, ist in der Philosophie, seit Sokrates-Platon, alles andere als ein Tabu. Solches Diskutieren über den Tod freilich ist auch eine Ablenkung, ein fiktiver Honig, als gäbe es Überlegenheit jenseits der Realität. Das Leben hat es fertig gebracht und bringt es fertig, die Einsicht ins Unausweichliche zu überspielen und praktisch immer wieder vergessen zu lassen.

In der menschlichen Kulturtradition steht seit langem die Einsicht in die Unabwendbarkeit des Todes im Clinch mit der energischen Verneinung des Todes. Dieses leidenschaftliche ‚Nein‘ rumort ja wohl in jedem lebendigen Menschen. Die Indogermanische Sprache, vor vielleicht 5000 Jahren, Vorläufer auch unserer Sprache, sagte ‚Nein‘ zum Tod. ‚Tod‘ klang auf Indogermanisch etwa wie *mrt-*, lateinisch *mors*; ‚Nein‘ ist ein klingendes N, wie wir es noch in der eigenen Sprache, der Kindersprache kennen: *n-mrt*; altindisch ist das *amṛta*, in der Sprache Zarathustras klingt es *amesha*, im Griechischen *ámbrotos*; die Götter speisen Ambrosia, Unsterblichkeit. Die Griechen haben dann *ámbrotos* nicht mehr sicher verstanden und ein neues Wort mit ihrem Wort für Tod, *thánatos*, gebildet, mit diesem ‚Nein‘: *athánatos*. Wir wissen nicht, ob und in welchem Zusammenhang die Indogermanen dieses ‚Nein‘ zum Tod zu fixieren suchten; zelebrierten sie eine Drogen-Party? Geholfen hat das kaum; es bleibt beim Wunsch, beim Protest – und beim Genuß von Honigtropfen.

Kürzlich hörte ich den Vortrag eines Fortschritts-Optimisten, der sich am exponentiellen Wachstum erfreute: Computer, Software, Internet, naturwissenschaftliches und medizinisches Wissen, das alles wächst seit Jahren exponentiell, und man mag sich ausrechnen, wo wir in 10 Jahren stehen werden, und danach erst... Dazu stellte dieser Mann dann auch das Wachstum der durchschnittlichen Lebensdauer, so von 1850 bis zur Gegenwart, sagen wir: etwa von 35 auf 80 Jahre; für Frauen noch ein wenig mehr. Das ist richtig und doch ein völlig irreführender Gebrauch der Statistik; für früher war doch vor allem die hohe Kinder-Sterblichkeit relevant, und das Risiko, an einer Krankheit zu sterben, auch für Jüngere bedeutend.

Hierzu ein Blick ins Altertum: Platon, die Zentralgestalt der alten Philosophie, Gründervater der Philosophie überhaupt, wurde 81 Jahre alt; er starb 347 v.Chr. Er war bis zuletzt philosophisch-literarisch tätig; sein umfangreichstes Werk hinterließ er als Manuskript, das erst sein Sekretär als Buch oder vielmehr in 12 antiken Buchrollen herausgegeben hat, Titel: *Die Gesetze*. Platons ungeliebter Kollege Isokrates war 8 Jahre älter (*436/5) und hat Platon um 9 Jahre überlebt, gestorben 338 v. Chr. Er wurde also fast 100. Auch er hat fast bis zuletzt publiziert; seine wichtigste politische Schrift, *Philippos*, schrieb er mit 90. Aristoteles allerdings, Platons Schüler, starb mit 62, 322 v.Chr., offenbar an einem Unterleibs-Krebs; das kommt auch heute vor. Der Tragödiendichter Sophokles aber wurde 90 Jahre, gest. 405, sein Kollege Euripides wurde 75 bis 80 – bei ihm steht das Geburtsjahr nicht fest. Sophokles vollendete zuletzt noch *Ödipus in Kolonos*, das Stück, das heuer bei den Salzburger Festspielen dabei war. Der Dichter Simonides rühmt sich im Jahr 476, daß er 80 Jahre alt und auf der Höhe seines Ruhmes sei. Er hat kurz zuvor noch ein großes Gedicht über die Schlacht von Plataiai, 479, gemacht, da war er also über 77, und er fühlte sich als neuer Homer. Von der Geistesgeschichte zur Realgeschichte: Kaiser Augustus wurde 76, sein Nachfolger Tiberius 78 Jahre alt, die Frau des Augustus und Mutter des Tiberius, Livia, jedoch brachte es auf 86. Alexander der Große allerdings starb in Babylon mit 33 Jahren – er hat sich zu Tode getrunken, sagten unfreundliche Leute; er kann sich irgendeine Infektion zwischen Indus und Euphrat aufgelesen haben; aber von den Nachfolgern Alexanders, den sogenannten Diadochen, gilt, wie es Helmut Berve formuliert hat: Was ein richtiger Diadoche ist, der fällt mit 80 Jahren auf dem Schlachtfeld.

Dazu ein bemerkenswertes vorgriechisches Zeugnis aus dem Zweistromland: Wir haben den Ich-Bericht der Mutter des letzten Königs von Babylon; sie hieß Ada-guppi': Sie rechnet ihr hohes Alter aus, durch Aufzählung der Könige, die sie erlebt hat, und addiert: 95 Jahre ist sie alt, als sie jetzt ihre größte Freude erlebte: Ihr Sohn Nabunaid wurde König von Babylon. Das war im Jahr 556; die alte Dame hat dann in all ihrer Freude noch 9 Jahre weiter gelebt, wurde also 104 Jahre alt; daß dann noch mal 8 Jahre später, im Jahr 539, der Perserkönig Kyros Babylon eroberte und diesen Nabunaid stürzte, das hat sie nicht mehr erlebt und gewiß nicht geahnt.

Sind das Ausnahmestalten aus der antiken Oberschicht? Der Vater des Mönchtums, der Heilige Antonius in der Wüste, von dessen Versuchungen man mit wohligem Schauer erzählte – man hat sie bekanntlich auch gerne gemalt –, dieser Antonius wurde an die 100 Jahre alt; es gibt von ihm eine gleich nach seinem Tod verfaßte Biographie. Mönchsleben mit viel Fasten ist offenbar ausgesprochen gesund. Kaiser Konstantins Bischof Eusebios wurde nahezu 80, Bischof Augustin brachte es auf 77 Jahre, Hieronymus im Gehäus allerdings offenbar nur auf etwa 60; Franziskus von Assisi starb mit 42. Frömmigkeit und Lebensalter sind nicht zuverlässig koordiniert. Wohl aber gilt nach alledem: Die biologische Lebensdauer, die sozusagen von der Natur vorgesehene Lebensdauer des Menschen hat sich in den letzten 2-3000 Jahren nicht verändert.

Damit ist aber auch das Alter eine seit je präsente Realität, mit Chancen und Problemen. Warum der Mensch überhaupt so alt wird, älter als die meisten Säugetiere – Schimpansen bringen es höchstens auf 40-50 Jahre –,

ist eine Frage für Biologen; man wird auf die besonders lange Lernphase verweisen; sie geht aber auch zusammen mit sozialen Rollen.

Ein sehr verbreitetes Phänomen, gesellschaftlich von erstrangiger Bedeutung, ist der ‚Rat der Alten‘. Auf lateinisch heißt so ein Rat *Senatus*, ein Wort, das auch heute noch in vielen Verfassungen seine Rolle spielt, besonders auffällig in USA. *Senex*, Plural *senes*, ist das lateinische Wort für den alten Mann, den ‚Greis‘; die lateinische Komparativform, *senior* ‚der Ältere‘, hat sich in unserer heutigen Normalsprache fest verankert, das Wort wird vor allem von der Werbung hemmungslos ausgenützt, während das Wort ‚Greis‘ am Aussterben ist; es klingt nicht mehr so recht politisch korrekt. Auch ‚Alt‘ möchte niemand sein, aber ‚Senioren‘ finden angeblich Respekt, werden begünstigt und umworben.

Das lateinische Wort *Senat* hat ein genaues Gegenstück im Griechischen, es ist vielleicht sogar Lehnübersetzung; griechisch heißt das *gerontía*, attisch *gerousía*, zu *géron*, der ‚alte Mann‘. In Sparta beispielshalber spielt diese *gerontía* eine ganz wichtige Rolle. Das zugehörige Substantiv *géras* aber heißt Ehre, Ehrengabe, Ehrengeschenk, das Verbum *geráiro* heißt ‚ehren‘. Alter und hoher Rang also gehen hier von der Sprache her unmittelbar zusammen.

Auch in den Städten der Keilschriftkulturen gibt es immer ‚Älteste‘, akkadisch *shibutu*, hebräisch *zēqenim*. Eine sprachliche Komplikation ergab sich nur im Deutschen: die Senioren wären, übersetzt, ‚die Älteren‘, aber da ‚Eltern‘ bei uns in einer speziellen Bedeutung festgelegt ist, mußte man ausweichen, man ist auf den Superlativ ausgewichen und spricht also immer von den ‚Ältesten‘, die in welcher Gemeinschaft auch immer die bestimmende Rolle spielen. Dies hat sich über die Bibelübersetzungen durchgesetzt. Jedenfalls, nach gesellschaftlicher Struktur und im Griechischen auch sprachlich codiert: Alter und Rang gehen zusammen, ‚Ehre‘ gehört zum Alter. Es gilt auch z.B. als Pflicht der Jungen, vor einem Alten aufzustehen. Die Spartaner sollen das besonders streng beachtet haben. In meiner Jugend galt diese Regel auch noch im Omnibus; in der heutigen S-Bahn ist das nicht mehr so sicher.

Noch eine Anmerkung: Nach der Beschreibung, die Jane Goodall von ihrer Schimpansengruppe in Gombe, Ostafrika präsentiert, gibt es selbst bei Schimpansen einen Club der ranghohen Älteren, die regelmäßig und gerne zusammensitzen, sich gegenseitig das Fell kraulen und sich dabei wohl und wichtig fühlen. Das kommt mir fast allzu vertraut vor.

Es gibt im Griechischen noch ein zweites Wort, das Alter und Rang zugleich ausdrückt: *Présbys*, ‚der Alte – der Geehrte‘. Das Wort wird insbesondere auch diplomatisch für ‚Gesandte‘ verwendet, interurban und international: Da schickt man nicht den aggressiven Krieger, sondern eben den Alten, dem nach universeller Auffassung Weiheit eignet und ‚Ehre‘ zukommt; ihm kann man zutrauen, Interessen zum Ausgleich führen. Neugriechisch heißt die Gesandtschaft entsprechend *presvía*. Allerdings hat man im Altgriechischen dann alsbald doch wieder differenziert: Der Gesandte heißt *presbeutés*, neugriechisch gesprochen *presvevtís*; daneben aber bildet man *presbyteres*, und das heißt einfach ‚der Alte‘; neugriechisch ist dieses Wort offenbar nicht mehr geläufig. Die jüdischen und dann die christlichen Ge-

meinden hatten ihre ‚Ältesten‘, ein Gremium der Vorsteher; auf Griechisch steht da natürlich der Komparativ, *presbyteroi* (Apg.11,30; 15,2 etc); in einzelsprachlichen Abwandlungen ist daraus das wichtige christliche Wort ‚Priester‘ (*prêtre, prete, priest*) entstanden.

Soweit also zur festen, längst sprachlich festgelegten Verbindung von Alter, Einfluß und Ehre. Dazu ein Nebenblick aufs weibliche Geschlecht: Ganz deutlich hat es die Natur so eingerichtet, daß Frauen über die Reproduktionsphase hinaus weiterleben sollen, sie bringen es ja bekanntlich auf ein höheres Durchschnittsalter als die Männer. Man möchte sagen: das ist die Erfindung der Großmutter durch unsere genetische Natur; Wichtigkeit und Länge der Kinderpflege lassen dies als überaus einleuchtend erscheinen, die jungen Mütter brauchen Anleitung und Hilfe – trotz der bekannten Spannungen, denn jede Großmutter ist auch eine Schwiegermutter. Doch bleibt dies weithin innerhalb der Familie; übergreifende Gruppierungen wie jene Altherren-Clubs spielen eine geringere Rolle, es gibt sie aber; sie sind den Männern ausgesprochen unheimlich; im Mythos sind das die Erinyen, die unerbittlichen Rächerinnen, wenn nicht gar die Gorgonen. Auch altgriechische Frauen können am *gêras* partizipieren – es gibt griechisch das Wort *gêraira*, ehrwürdige alte Frau, zumal im religiösen Kult gibt es einen Club der *gêrairai*. Doch den üblichen Wörtern für ‚alte Frau‘ – *graüs* im Griechischen, *anus* im Lateinischen – fehlt jener Gehalt an ‚Ehre‘, den *gêras* an sich gezogen hat. Lateinisch *vetula*, ‚Alterchen‘, ist als ‚Vettel‘ sogar zum Schimpfwort geworden.

Im Griechischen hat es dann eine merkwürdige sprachliche Entwicklung gegeben, die auch dem ‚alten Mann‘ die Ehre zu entziehen geeignet war: Während der Stamm *gera-* (mit kurzem e) die Einheit von ‚alt‘ und ‚geehrt‘ festhält, hat sich, ausgehend von einer Verbalform, eine Variante des Worts mit langem e gebildet, *gêras* neben *gêras*, und diese Wortsippe mit langem ê bezeichnet nur das Alter, das ‚Greisenalter‘, ohne die Ehre: es gibt das Substantiv *gêras* ‚Alter‘, das Verbum *gerásko* ‚altern‘, das Adjektiv *geraiós* ‚alt‘, zu unterscheiden von *geraiós* ‚geehrt‘. Das Kunstwort Geriatrie ist dann erst zu Beginn des 20. Jh. gebildet worden, mit langem e zu denken. Nur das Grundwort *gêraon* gibt es nur mit kurzen e, es schwankt also zwischen Plus und Minus. Der Graezist muß Gerontologie mit kurzen e, Geriatrie mit langem e denken. Zum Glück geht das normale Deutsche nichts an.

Wenn man also sprachlich Rang und Ehre vom Alter trennt, dann ist, was bleibt, leider kläglich. Man hat das in die Geschichten von Herakles eingeführt: Als ihm, dem nackten Kerl mit Löwenfell und Keule, das *Gêras* entgegenkommt, klapprig und glatzköpfig, da hat er mit der Keule zugeschlagen, das *gêras* floh, er blieb so verschont. Vasenmaler haben diese Szene im 5. Jh. ein paarmal abgeschildert. Und doch, was wäre geschehen, wenn Herakles nicht wenig später, wegen des Nessos-Gewandes, sich selbst verbrannt hätte? Im Jenseits, ja, da steht ihm Hebe, die Jugendblüte, als unsterbliche Gottheit zur Verfügung. Das mythische Bild von der Überwindung des *gêras* durch Herakles bleibt ein dringender, aber irrealer Wunsch: Fort mit dem Alter; dann aber muss auch der Mensch fort.

Drastisch ist ein römisches Sprichwort (Nonius p.523 M.): *Sexagenarios de ponte*, die 60-jährigen soll man von der Brücke stoßen, in den Tiber, heißt das ja wohl in Rom. Der gelehrte Varro hat in einem Buch *De Vita Po-*

puli Romani ‚eine anständige, religiöse‘ Erklärung dieser Redensart vorgetragen (*honestam causam religiosamque*), es gehe um eine Art Pensionierung, das Ende der Verpflichtung, zur Wahl zu gehen. Aber, wird dazugesetzt, volkstümlich habe man diese Redensart ‚lange Zeit‘ durchaus ‚boshaft‘ verstanden (*male diu popularitas intellexit*), und das hieße doch wohl, eine Art ‚Altentötung‘: „Am besten wär’s, euch zeitig totzuschlagen“, um den faustischen Baccalaureus zu zitieren. Altentötung ist eine Idee, die ‚volkstümlich‘ immer wieder auftaucht, nicht nur in der Antike, allerdings als tatsächlich vollzogene Aktion praktisch nie und nirgends zu belegen ist, auch nicht in Japan; man schreibt sie immer ‚den andern‘ zu, den Früheren, Fremden, Primitiven. Das ist Tabu und Wunschbild zugleich.

Ein Blick auf die Dichtung: Das altgriechische Epos, ‚Homer‘, stellt das Alter eher positiv dar. Muster in Homers Ilias ist Nestor, der Greis aus Pylos. Der allerdings verdankt, genau besehen, seinen Charakter einer Formel der homerischen Kunstsprache: Die feste Formel ist *gerenios hippota Nestor*, also ‚Pferdelenker Nestor‘ – man reitet noch nicht bei Homer –, aber was heisst *Gerenios* (erst kurzes, dann langes e)? Das hat bald einmal niemand mehr genau gewußt: Ist das ein Ortsname, Gerenon? Den Ort konnte niemand nachweisen; blieb die andere Assoziation, mit *géron* und *gêras*, Alter und Ehre. So stellt den Nestor die Ilias gleich im ersten Gesang vor als den, der ‚drei Menschenalter sah‘, wörtlich: „jetzt war er Herrscher in der dritten Generation“ (1,252); drum, meint die Ilias, eignet ihm eine besondere Macht der Rede: „ihm floß von der Zunge süßter als Honig die Stimme“ (1,249). Dieser Nestor versucht daher im ausbrechenden Streit zwischen Achilleus und Agamemnon zu vermitteln, er kommt freilich zu spät und erreicht nichts. Später hat diesen Nestor der Dichter eingesetzt, um in einer Doppelhandlung den Patroklos hinzuhalten, ehe Patroklos den Achilleus erreicht – das muß vier Iliasbücher überbrücken –; Nestor füllt diese Zeit, ab 11. Buch, indem er erzählt und erzählt, Geschichten aus seiner Jugend, die mit der Ilias weiter nichts zu tun haben. „Wenn ich doch noch so in der Jugend stünde, die Kraft mir unerschüttert wäre“ (11,670), fängt er an, und ist nicht mehr zu stoppen; mit Recht gilt Nestor seither als etwas geschwätzig – auch in der Odyssee redet er Vieles und Unwichtiges. Das der Ilias vorausgehende Epos, die Aithiopsis, liess Nestor in höchste Gefahr geraten, als ein Pferd seines Streitwagens von einem Troianer erschossen wird; sein Sohn Antilochos rettet den Vater und findet dabei selbst den Tod. Das ist tragisch, man weint noch in der Odyssee darüber; aber sonst fehlt dem Nestor eigentlich nichts, er hat alles überlebt und kann vom Fall Troias und vom Tod des Agamemnon immer noch erzählen.

Der charakteristische Alte in der Odyssee ist Laertes, der Vater des Odysseus. Nur im letzten Buch der Odyssee – das von Kritikern weniger geschätzt wird – ist Laertes in die Handlung einbezogen; da kann er sogar kämpfen, mit Hilfe Athenes, ja er tötet mit Speerwurf den Anführer der Feinde aus Ithaka (24,516-525). Laertes verdankt seine überraschende Existenz rein dichterischer Strategie. An sich tritt ein Hauptheld nicht mit Vater auf, weil der in traditioneller Gesellschaft ja über ihm stehen müßte; ein Held darf keinen lebenden Vater haben. Nun, beim Besuch des Odysseus in der Unterwelt ist der emotionelle Höhepunkt die Begegnung des Odysseus mit der eigenen Mutter, von deren Tod er noch gar nichts wußte; sie hat sich,

wie sie jetzt sagt, im Kummer um ihren verschwundenen Sohn zu Tode ge-
weint. Odysseus will sie umarmen, doch die ‚Seele‘ läßt sich nicht greifen,
sie gleitet ihm durch die Arme. Rührend. Eine Voraussetzung aber ist: der
Vater des Odysseus darf nicht in der Unterwelt sein; sonst würde der ja die
Show stehlen; in der entsprechenden Szene bei Vergil trifft Aeneas den Va-
ter, von der Mutter ist nicht die Rede. Der Odysseedichter hat sich in dieser
Lage so eingerichtet, daß Laertes noch nicht gestorben ist und doch aus dem
Bild verschwindet: Laertes hat als König abgedankt, er lebt auf seinem etwas
entfernten Bauerngut durchaus behaglich, kommt aber nicht mehr in die
Stadt, hilft auch seiner Schwiegertochter nicht. Der Odysseedichter hat also
aus poetischem Zwang die Pensionierung erfunden.

Der eigentliche Mythos vom Alter ist seit Homer an den Namen Ti-
thonós geknüpft. Tithonos ist der Gatte der Morgenröte, der rosenfingrigen
Eos; die erhebt sich, beruflich, jeden Tag recht früh „vom Lager des edlen
Tithonos“ – ein Formelvers, der je einmal in der Ilias (11,1) und in der Odys-
see (5,1) steht; Tithonos darf offenbar länger im Bett bleiben. Mehr ist da
nicht gesagt. Der Iliasdichter ordnet Tithonos in den Stammbaum der Könige
von Troia ein, Tithonos ist Sohn des Laomedon, also ein Bruder von König
Priamos (20,237). Im Aphroditehymnus aber, einem relativ alten Stück epi-
scher Dichtung, steht dann eine traurige Geschichte von Tithonos (218-238):
Eos hat sich Tithonos als attraktiven Jüngling ins Bett geholt und gleich von
Zeus Unsterblichkeit für ihn erbeten; sie dachte aber nicht daran, auch
dauernde Jugend (*Hebe*) für ihn zu erbitten (223 f.); und alsbald ging es
dann eben bergab: die Haare wurden grau, und Eos „enthielt sich des Bet-
tes“ (230); immerhin ernährte sie ihn weiterhin mit Götterspeise, Ambrosia;
schließlich aber hat sie den Alten, inzwischen auch Unbeweglichen im
Schlafzimmer deponiert und die Türen geschlossen; seine Stimme klingt
noch immer heraus; seine Kraft aber ist dahin. Tithonos wird zur Zikade:
Zikaden leben vom Himmelstau, meinte man, und ihren Gesang empfindet
man als Musik – uns kann er in Griechenland auch recht auf die Nerven ge-
hen. Musik bleibt dem Alter, das haben auch andere gesagt. Man sollte der
Eos immerhin zugute halten, daß sie den kraftlosen Gatten offenbar nicht
rauswirft, sondern weiterhin betreut, auch wenn sie die eheliche Gemein-
schaft dezidiert beendet hat.

Für die Dichtung ist Alter nicht der beste Stoff. Umso mehr hat sich
die Philosophie des Themas angenommen. Wir stellen uns ja auch den Phi-
losophen, den ‚Weisen, welcher sitzt und denkt‘, eher als Senior vor. Es gibt
also philosophische Literatur über das Alter aus der Antike; erhalten ist vor
allem die kleine Schrift *Cato Maior* des Cicero, geschrieben 45 v. Chr.. Der
reale Cato maior hat es immerhin auf 85 Jahre gebracht. Cicero war damals
61 Jahre alt, noch nicht ganz AHV-Alter, aber das konnte man längst *senex*
nennen; obendrein war Cicero durch Caesars Diktatur damals aus der poli-
tischen Aktivität verdrängt, war also sozusagen fröhnpensioniert. Er hat’s
dann nicht viel weiter gebracht ins Alter, er wurde mit 63 ermordet.

Veröffentlichte Schriften sind einem gewissen Optimismus verpflichtet
– in der Depression schreibt man nicht –. So kommt es wie erwartet: Cicero
läßt den alten Cato durchaus positiv dozieren. Cato sieht zwar vier Proble-
me, die das Alter mit sich bringt: das Ende beruflicher Aktivitäten, die kör-
perliche Schwäche, das Schwinden körperlicher Lust, und den nahenden

Tod. Alles gar nicht so schlimm, behauptet Cato. Die berufliche Aktivität kann man durch geistige Aktivität ersetzen (15-26); die Schwächung des Körpers läßt sich durch perfekte Lebensführung minimieren (27-38); die sexuelle Lust – da sollte man froh sein sie loszuhaben (39-66); und was den Tod betrifft, der bedroht auch die Jungen, ist also überhaupt nicht altersspezifisch (67-83). Zum Tod haben im übrigen die Philosophen seit Sokrates viel gesagt, und sie haben viel zu sagen. Behauptung des Cato laut Cicero: ‚gerade der Weiseste stirbt mit größtem Gleichmut‘ (83), *sapientissimus quisque aequissimo animo moritur*; und zudem sei der Geist ja wohl unsterblich.

Ich will die angerührten Problemkreise etwas genauer betrachten, aus antiker Sicht, mit einigen konkreten Beispielen.

Am harmlosesten, jedenfalls nicht tödlich ist das Problem der ‚Lust‘, der nachlassenden Sexualität. Da steht – von Cicero ausdrücklich zitiert – der entscheidende Text schon bei Platon, steht sogar in Platons Hauptwerk, im *Staat*, ziemlich am Anfang: Man trifft sich im Haus des alten reichen Kephalos – ein Banker, würde man heute sagen –, und Sokrates beginnt das Gespräch, indem er den betagten Hausherrn nach seinen Erfahrungen mit dem Alter fragt. „Mir scheint, man solle die Alten befragen, weil sie gleichsam einen Weg vorausgegangen sind, den auch wir vielleicht gehen müssen: Welcher Art ist dieser Weg, rau und schwer, oder leicht und wohl zu gehen?“ (329e). Und Kephalos antwortet, er treffe ja oft sich mit anderen Alten, und da gebe es viel Gejammerge in der Sehnsucht und in Erinnerung an die Jugendfreuden: Erotik, Trinken und Essen – das Problem der Sexualität steht demnach in den Erinnerungen der Alten sogar an erster Stelle. Es gebe aber auch andere, sagt Kephalos: „Ich war einmal dabei, als Sophokles, der Dichter, von einem gefragt wurde ‚Wie steht’s denn, Sophokles, mit dem Sex? Kannst Du es noch mit einer Frau?‘ Und der sprach: ‚Sei still, Mensch. Ich war sehr froh, als ich dem entgangen war, wie einer, der einem wahnsinnigen und wilden Sklavenherrn entlaufen ist.“ Soweit Platon. In diesem Sinn also bringt das Greisenalter (*gêras*) Ruhe und Freiheit. Platon hat sich in Bezug auf das fiktive Datum dieses Dialogs nicht festgelegt, aber Sokrates selbst ist hier noch kein ‚Greis‘; und Platon befördert dann den Kephalos freundlichst aus dem Zimmer hinaus: Philosophie ist damals für Platon – er war wohl etwa 50 – keine Sache des Alters, sondern harte, lebendige Auseinandersetzung.

Den Griechen hat die Platonpassage Eindruck gemacht; sie wird in der uns erhaltenen Literatur mindestens 10 Mal zitiert. In die heutige Sicht paßt das weniger; gerade zur Zeit heißt es ja immer wieder, man solle das Tabu um den Alters-Sex endlich aufheben. Moderne werden also eher fragen, was diese Anekdote über die Sexualität Platons aussagt. Der Philologe wird die Dichtung des Sophokles befragen, ob sie zu solcher Erfahrung paßt. Nun, der Philologe wird fündig, ein Chorlied der ‚Antigone‘ preist Eros als den Unbesieglichen, „und wer ihn hat, ist wahnsinnig“ (781 ff.). Das wäre also der ‚wahnsinnige und wilde Sklavenherr‘. Moderne Antikenbegeisterung hat im Altertum immer wieder Wege sexueller Befreiung gesucht – so viel Nacktheit in der Kunst; aber gerade in diesem Bereich gibt es immer Mißverständnisse. ‚Rettendes Denken‘ (*sophrosyne*) meint für die Griechen in erster Linie sexuelle Zurückhaltung, von den Frauen erzwungen, den Männern empfoh-

len. Ehe war fürs Kinderkriegen, aber nicht eigentliche Lebenserfüllung. Epikur, der Philosoph der Lebensfreude, wollte das lockern, Lebenserfüllung sei, lehrte er, ‚Lust‘ in allen ihren Formen; Epikur ist darob in schiefes Licht geraten, gerade bei Cicero (Cato 43): so etwas nennt sich Philosoph? Cicero war übrigens damals, als er den ‚Cato‘ schrieb, gerade dabei, sich von seiner zweiten Frau Publilia scheiden zu lassen: er hatte diese gerade als eine 15-jährige geheiratet, aus rein finanziellen Gründen; daß sie beim Tod von Ciceros Tochter Tullia, der damals eintrat, nicht richtig mittrauerte – man bedenke: eine 15-Jährige mit einer 34-jährigen Stieftochter –, das soll der Grund gewesen sein für die Ciceros Scheidung. Das heißt: Die Tochter Tullia stand Cicero näher als eine wie immer attraktive Partnerin. Insofern war er immun gegen die tyrannische Macht des Eros.

Drängender und schmerzlicher ist das Problem der Alterskrankheiten. Es mag sein, daß Cicero, als er den *Cato* schriebe, mit 61, selbst noch keine Probleme hatte. Doch sein *Cato* macht es sich denn doch viel zu leicht, wenn er behauptet, durch rechte, gesunde Lebensführung könne man Krankheiten bis ins hohe Alter im wesentlichen vermeiden. Für die Probleme des Bauchumfangs mag man darüber diskutieren; aber Krebserkrankungen – die waren freilich noch nicht allgemein diagnostizierbar. Aber bekannt, ja selbstverständlich ist die Beobachtung des voranschreitenden körperlichen Verfalls, mindestens seit den Tithonos-Texten oder den Bildern von Herakles und *gêras*; dem läßt sich mit einem ‚Selber schuld‘ wahrhaftig nicht beikommen. Der Arzt Galen berichtet mit Spott von einem Arzt Philippos, der ein Buch darüber schrieb, wie man durch rechte Lebensführung das Alter überhaupt vermeiden könne; besagter Philippos war dann mit 80 eine Karikatur seiner selbst, verschrumpelt und ausgetrocknet; er plante noch eine Neuauflage seines Buchs und wollte eine neue Versuchsreihe mit ausgewählten jungen Leuten starten – dann war er selber gestorben. Galen hat eine Schrift ‚Über das Welken‘, *Peri marasmoû* verfaßt (VII 666); daher ist das Wort *marasmus* in den Ärzte-Jargon geraten; es klingt da noch etwas schauerlicher als im Griechischen.

Männer betrifft bekanntlich vor allem das Prostata-Problem. Das ist in der Antike bekannt und benannt. Man beachtete freilich nur die direkte Manifestation, den Harn-Verschuß; die Verbindung mit einem Karzinom ist, soweit ich sehe, unbekannt. Der Terminus ist *strangouria* – *stranx* ist ein Wort für ‚Tropfen‘; also etwas wie Tröpfchen-Harn. Das Wort existiert als Fremdwort noch im heutigen Englisch, *strangury*. Natürlich, über so etwas spricht man ausserhalb medizinischer Zusammenhänge möglichst nicht. Und doch: Laut der Philosophengeschichte des Diogenes Laertios sterben so ziemlich alle Philosophen an *strangouria*.

Wir haben dazu offenbar sogar ein Originalzeugnis, einen Brief von dem schon genannten Epikur (78 Arrighetti). Epikur hat die Pflege der Freundschaft für eine der schönsten und darum wichtigsten Sachen im Leben gehalten. So gab es von ihm viele Briefe. Der Ausbruch des Vesuv im Jahr 79 n.Chr. hat in Herculaneum die Bibliothek einer epikureischen Privatuniversität gleichzeitig verkohlt und versiegelt, so etwa 1400 Buchrollen. Darunter sind auch Texte von Epikur-Briefen. Hier geht es um den Brief an einen gewissen Mithrês; der war Schatzmeister des Königs Lysimachos gewesen und war auch nach dessen Tod offenbar nicht unvermögend; er war

ausdrücklicher Sponsor von Epikurs Unternehmen, dem ‚Garten‘ in Athen, d.h. er hat Epikur finanziell regelmäßig unterstützt. Diesen Brief, um den es geht, schreibt Epikur offenbar ganz kurz vor seinem Tod im Jahre 270; er war damals 71 Jahre alt. Wir lesen: „Seit dem siebten Tag, als ich das schreibe, ist beim Urinieren gar nichts mehr abgegangen, und Schmerzen sind dabei von einer Art, daß sie mich meinem letzten Tag entgegenführen. Du also, falls etwas passiert“ – eine urbane Umschreibung für den Tod – „sorge für die Kinder des Metrodoros, noch vier oder fünf Jahre; das sollte nicht mehr kosten als was du jetzt jährlich für mich zahlst.“ Rührend diese Sorge für die Kinder eines Freundes, für die sich Epikur verantwortlich weiß; Mithres ist sozusagen der Anwalt, über dessen Kanzlei die Zahlungen erfolgen sollen. Dazu der Bericht vom körperliche Versagen. Daß das Wort ‚urinieren‘ (ouresis) hier so einfach dasteht, das ist eigentlich gegen den normalen Anstand. Aber soll man in dieser Lage nicht sagen, was der Fall ist? Bemerkenswert, daß von irgend einer ärztlichen Intervention oder irgendwelchen Medikamenten, von einer palliativen Behandlung, überhaupt nicht die Rede ist; da war man offenbar völlig hilflos. Es gab nicht einmal gute Schmerzmittel. Man weiß nur: Es wird demnächst dahin kommen, daß ‚etwas passiert‘.

Es gibt dazu eine andere Fassung vom letzten Brief des Epikur; die ist sehr viel bekannter und wirkungsvoller und wird daher mehrfach zitiert, auch von Cicero und Seneca (52 Arrighetti). Hier klingt es so: „Den glücklichen und zugleich letzten Tag des Lebens verbringend, schreibe ich euch dies. Harnzwang-Leiden begleiten mich und Darm-Leiden, die keine Steigerung ihrer Stärke mehr zulassen. All dem stellt sich die Freude in der Seele entgegen, durch die Erinnerung an die Gedanken und Gepäcke (*dialogismoî*), die wir gepflegt haben. Du aber, würdig dessen, wie du als ganz Junger mir und der Philosophie vorgestellt worden bist, nimm dich der Kinder des Metrodoros an.“ Jener andere Brief an Mithrês spricht detaillierter, mit Zeitangabe, vom Harn-Problem und sehr viel genauer über die Finanzierung für die Kinder des Metrodoros, enthält aber nichts von diesem Gegengewicht philosophischer Freude, die aus der Erinnerung kommt und alles andere aufzuwiegen imstande ist. Ich muß gestehen, daß ich an solche Freude inmitten tödlicher Schmerzen nicht recht glauben kann; wie schon Cicero anmerkt (Tusc. 5,74): Solche Erinnerung an einstiges Glück – das wäre doch, wie wenn einer, der vor Hitze umkommt, sich daran erinnern will, daß er früher einmal kühl gebadet hat. Ich habe also sehr den Verdacht, daß Idomeneus, an den dieser Brief gerichtet ist, diese zweite Fassung zurechtgemacht hat, als Manifest der epikureischen Philosophie, wirkungsvoll – *praeclara epistula*, heisst es. Epikureische Philosophie muß sich und anderen beweisen, daß sie selbst dem Tode standhält. Noch der letzte Tag, inmitten ärgster körperlicher Schmerzen ist für Epikur ein glücklicher Tag.

An Gegnern hat es Epikur nicht gefehlt, denen seine ‚Lust‘ sehr verdächtig war. Auch über diese *praeclara epistula* fallen Kritiker her. Cicero, in den Tusculanen (Tusc. 5,74), setzt in seinem Zitat boshaft ‚Erinnerung an die vergangenen Lüste‘ (*praeteritarum voluptatum*) ein, statt der Erinnerung an Gedanken und Gespräche im Freundeskreis; andere wiesen mit Fingern auf die explizite Nennung der Leiden von Blase und Darm. Das sei doch ty-

pisch: solche Krankheiten kämen einerseits von der Freßlust und andererseits von einer noch schändlicheren Unbeherrschtheit (Cic. fam. 7,26,1).

Kurzum: Beim Problem der Alterskrankheiten finden wir reale Hilfllosigkeit, die sich allenfalls in die böswillige Behauptung eigener Schuld der Betroffenen rettet. Man darf hier ungescheut von sehr erfreulichen Fortschritten der heutigen Medizin sprechen, auch wenn es dieser nicht gelingt, die Übel von Grund auf zu beseitigen. Es fehlt auch nicht an Nachfahren jenes Arztes Philippos, der das Alter aufhalten wollte; Unsterblichkeit wird bislang nicht erreicht.

Weniger Tabu als bei den Modernen besteht indessen bei der Frage, ob dem Alters-Leiden durch bewußte, selbstbestimmte Beendigung des Lebens abzuhelpen sei. Für die römisch-katholische Kirche – aber nur für diese; die orthodoxe Kirche interessiert sich m.W. weit weniger für dieses Problem – ist diese Frage durch den Heiligen Augustinus und die Summa Theologiae des Heiligen Thomas von Aquino in einer Weise entschieden, daß sie nicht davon abrücken wird. Dabei hat Augustinus als Bischof seine Thesen im Streit mit den Donatisten entwickelt; das war eine Kirchenspaltung in Nordafrika. Als der Kaiser gegen die Donatisten eingriff, drohten diese, in ihrer Kirche sich selbst zu verbrennen. Diese Freiheit muß der Bischof ihnen nehmen; sie würde die Macht der Kirche außer Kraft setzen. Darum wird sie von Augustin zur schwersten Sünde erklärt (*Contra Gaudentium Donatistarum episcopum*). Augustins zentrales Argument ist: „Wer sich selbst tötet, der tötet einen Menschen“, *homicidium facit*, und das ist gegen das explizite göttliche Gebot. In der Renaissance erst ist in diesem Zusammenhang als Neubildung das Wort *suicidium* aufgekommen, das heute überall verwendet wird. Dabei wäre, gegen Augustin und Thomas, doch wohl festzustellen, daß im Falle eines todkranken Menschen ein Tötungsprozeß bereits im Gange ist und als Frage nur bleibt, ob man alle widerwärtigen Stationen dieses Prozesses mitmachen muß oder abkürzen kann. Das ist etwas grundsätzlich anderes als wenn Werther sich aus Liebeskummer erschießt oder auch, heutzutage, ein junger Muslim sich in die Luft sprengt.

In der vorchristlichen Antike wurde das Problem seit langem diskutiert; es stand unklares Unbehagen gegen die Behauptung menschlicher Freiheit. Platon spricht davon im *Phaidon* mit Beziehung auf Pythagoreer; in den *Gesetzen* aber soll dem Selbstmörder das normale Begräbnis verweigert werden; das hat das katholische Christentum übernommen. Dazu die bekannte Zusicherung aus dem ‚Eid‘ der hippokratischen Sammlung (IV 630), der eigentlich ein Ausbildungsvertrag der Ärztegilde ist, ‚niemandem ein tödliches Mittel zu geben, wenn ich darum gebeten werde, und niemandem Anleitung zu geben zu einem solchen Plan‘. Daneben steht dort das Abtreibungsverbot, beides, um ‚mein Leben und meine Kunst‘ rein und unanständig zu erhalten. Es handelt sich insofern um eine auf den Ruf bedachte Standesregel, um Standesinteresse, nicht um allgemeine Ethik. Ein Arzt darf nicht in Verruf geraten. Dagegen hat vor allem die Philosophenschule der Stoa den ‚wohl bedachten Ausgang‘ aus dem Leben befürwortet, *eulogos exagoge*, ‚wohl begründetes Herausführen‘: der Akt soll überlegt und begründet sein, sichert aber dann dem Menschen die entscheidende Freiheit: ‚die Türe steht offen‘, heißt es beim Stoiker Epiktet; die Schulhüupter der

Stoa, Zenon und Chrysipp, sollen denn im Alter von 80 Jahren den entsprechenden ‚Ausgang‘ gewählt haben.

Dazu ein glaubhafter historischer Bericht aus der Antike, Cornelius Nepos über den Tod des Titus Pomponius Atticus im Jahr 33. Dieser hochgebildete Atticus hat von Rom aus einen großen Verlag betrieben, war Verleger auch von Cicero, und Ciceros nächster Freund; Atticus hatte Pompeius und Caesar gekannt, hatte sich durch die Schrecken des Bürgerkriegs hindurch gerettet. Nun war Cicero seit 10 Jahren tot; Atticus war 77 Jahre alt. Da kam eine Krankheit – war es eine Art Gürtelrose, oder doch irgend ein Krebs? Folgen wir dem Bericht des Cornelius Nepos: Atticus ruft seinen Schwiegersohn und einige andere nahestehende Freunde und sagt: meine Familienpflichten habe ich immer erfüllt. „Jetzt bleibt mir, für mich selber zu sorgen. Ihr solltet es wissen: Ich habe beschlossen, nicht länger meine Krankheit zu nähren.“ *alere morbum*, ‚eine Krankheit nähren‘, eine Krankheit züchten, die Krankheit sich halten wie ein Haustier – da zitiert Atticus eine Formulierung Platons aus seinem ‚Staat‘ (407b). Platon polemisiert dort hart gegen medizinische Betriebsamkeit, gegen Lebensverlängerung um jeden Preis. *nosotrofiva*, hieß das auf Griechisch. Atticus war Epikureer, aber seinen Platon kannte er. Atticus also sagte: „Was ich in den letzten Tagen an Nahrung zu mir genommen habe, hat mein Leben in einer Weise verlängert, daß ich die Schmerzen steigern, ohne Hoffnung auf Heilung. Daher bitte ich euch, erstens daß ihr meinen Entschluß billigt, zweitens daß ihr nicht versucht mich durch zweckloses Widerraten zu behindern“ (21,5 f.). Der Schwiegersohn bittet ihn, unter Tränen, er solle das, was die Natur erzwingt, nicht selber beschleunigen. Atticus aber bleibt bei seinem Entschluß: Ende der Nahrung; er stirbt nach 5 Tagen. So also konnte ein griechisch gebildeter Römer an der Selbstbestimmung festhalten, im Kreis der Familie und gegen die Familie, ein Epikureer, der von Unsterblichkeit nichts hält, aber seinen Platon gelesen hat.

Worauf Ciceros Cato besonders insistieren zu können glaubt, ist die Stabilität des Geistes, die Permanenz des Geistigen. Das ist für Philosophen fast nicht anders denkbar. Man kannte seit dem 5. Jh. das famose Epigramm des Assyrerkönigs Sardanapal: „So viel habe ich, wie ich gegessen und ausgetrunken habe und mit Erotik Angenehmes erfuhr – so vieles Glückliche aber ist alles noch übrig geblieben.“ Schade drum: Fülle des Unkonsumierten. Der Text war als Provokation gemeint und hat entsprechend gewirkt: was anders sollte man aufs Grab eines Ochsen schreiben, meinte Aristoteles. Krates der Kyniker ‚verbesserte‘ es im Sinne strenger geistiger Tugend: „Das habe ich, was ich gelernt und gedacht habe und im Bund mit den Musen Ehrwürdiges erfuhr; das viele Glückliche hat bloße Einbildung an sich gerafft“. Wissen und Kunst, darauf kommt es an. ‚Das habe ich‘. Der Stoiker Chrysipp hat variiert; ihm kam es auf die Musen offenbar nicht so an. Nun lautet es: „Das habe ich, was ich gelernt und gedacht habe und im Bunde damit Edles erfuhr; das andere, das Lustvolle, das ist alles hinter mir gelassen“. Das klingt schön. Krates ist auch etwa 80 Jahre alt geworden; Chrysipp hat mit 80 seinen ‚Ausgang‘ gewählt.

Seither allerdings fällt diese Gewißheit der Bildung, dieses ‚Das habe ich‘ des stolzen Ich, im individuellen Lebenslauf dahin. *Morbus Alzheimer* ist ein Terminus, der 1910 ins ‚Lehrbuch der Psychiatrie‘ eingetragen wurde,

und er dürfte sehr viel seltener gewesen sein als heute; da sind wir wieder bei der Statistik, hoffentlich nicht bei einem exponentiellen Wachstum. Und doch, ganz neu ist solche Erfahrung nicht. Ein Sprichwort ist seit dem 5. h., also seit der griechischen Glanzzeit reich bezeugt: Zweimal Kinder sind die Greise, *Dis païdes hoi gérontes*. Die griechische Formulierung läßt offen, ob es sich um Wiederholung oder Verdoppelung des Kindischen handelt. Der 90-jährige Sophokles wurde von seinem Sohn wegen Demenz vor Gericht gezogen. Der Sohn wollte natürlich endlich ans Familien-Vermögen herankommen. *Paranoïas díke* hieß dies, *paránoia* ‚am Geist vorbei‘ und gegen die Vernunft. Offenbar waren solch ein Prozeß kein Einzelfall. Es gab Entsprechendes auch im römischen Recht. ‚Unzurechnungsfähig‘, sagt man heute. Sophokles gewann seinen Prozeß, heißt es, indem er aus dem *Ödipus in Kolonos*, seiner letzten Tragödie vorlas; so etwas hat nicht jeder vorzuweisen.

Bereits Aristoteles sah Anlaß, sich mit dem Problem des geistigen Verfalls im Alter auseinanderzusetzen, ziemlich am Anfang seines Buchs ‚Über die Seele‘ – eigentlich müßte es ‚Über Lebensfunktionen‘ heißen. Aristoteles stellt drei Stufen des Lebens fest, ‚Ernährung‘ als Basis, Pflanzenseele; dann ‚Bewegung und Wahrnehmung‘ auf der Stufe der Tiere; die dritte Stufe, nur dem Menschen eigen, ist Erkennen und Denken, man kann auch *Noûs* sagen, der ‚Geist‘. Dazu schreibt Aristoteles (an. 4098b18-29) „Der *Noûs* scheint in den Menschen zu gelangen als eine selbständige Wesenheit und nicht zugrundegehen. Er würde am ehesten durch die Trübung (*amaurosis*) im Alter zugrundegehen, aber nein, es geht wie bei den Wahrnehmungsorganen: Wenn ein alter Mann ein entsprechend beschaffenes Auge bekäme, würde er so gut sehen wie ein junger.“ Wir können heute bei der Sehstörung Katarakt, dem sog. ‚grauem Star‘, eine neue Plastiklinse einsetzen, und das Sehen ist wieder da: Das Sehvermögen war unbeschädigt. Zitat: „So wirkt denn das Alter nicht darin, daß der Seele etwas passiert, sondern (es passiert) dem, worin die Seele ist – wie auch in der Trunkenheit, und in Krankheiten. Auch das Denken also und das Theoretisieren welkt dahin, im Innern, indem etwas anderes ruiniert wird, es selbst aber erleidet nichts. Das aktive Denken, auch lieben, hassen, das ist nicht etwas, was im *Noûs* vor sich geht, sondern in dem individuellen Etwas, das jenen ‚hat‘, insoweit es diesen ‚hat‘. Wenn also dieses zugrundegeht, dann hat er (der Mensch) keine Erinnerung und keine Liebe. Denn das gehörte nicht dem *Noûs*, sondern jenem Gemeinsamen, das zugrundgegangen ist. Der *Noûs* aber ist etwas Göttlicheres, er bleibt unberührt.“ Das Individuum also ist für Aristoteles etwas ‚Gemeinsames‘ aus Körper und Seele; die Seele verwendet den Körper als ihr Werkzeug, formuliert er auch gern. Das Werkzeug kann unbrauchbar werden, könnte aber prinzipiell ersetzt werden. So also will Aristoteles auch Störungen des Denkens im Alter erklären: Der Körper als Werkzeug versagt. Jenes ‚Gemeinsame‘ welkt dahin und geht zugrunde. Das ‚Göttliche‘, das der Körper zeitweilig ‚hat‘, bleibt unberührt, sagt Aristoteles.

Mit der modernen Hirnforschung ist solcher Dualismus leider nicht kompatibel. Seele, Ich, Bewußtsein, etwas, das den Körper als Instrument benutzt, ist nicht aufzuspüren. Über irgendeine Art von ‚Denken‘ ohne Körper zu spekulieren besteht kein Anlaß. Im Grund ist auch das nicht ganz neu. Der gründlichste Aristoteles-Kommentator, Alexander von Aphrodisias,

hat schon darauf hingewiesen, daß nichts von den Beobachtungen und Überlegungen von *De anima* auf eine unsterbliche Seele hinweise oder sie erweise. Dann bleibt's beim ‚gemeinsamen‘ Zugrundegehen des denkenden Lebewesens Mensch.

Aber der Mensch braucht seine Tabus, und wer möchte ihm seine spärlichen Honigtropfen nehmen. Die Philosophie seit Platon hat eine besondere Art virtuellen Honigs entwickelt, der den Ernst der Lage bis auf weiteres in den Hintergrund treten läßt. Halten wir uns an die Honigtropfen, die uns zeitweilig offeriert werden, auch im höheren Alter. Wir können immer noch die Welt als Schönheit wahrnehmen, intensiver vielleicht sogar als der alte Cato eines Cicero. Vom Philosophen Anaxagoras stammt der Satz, er sei auf der Welt zum ‚Schauen‘, *qewrh` sai*, ein Wort, das im Griechischen die Teilnahme an einer ‚Schau‘ als Fest meint, dann aber als ‚Theorie‘ eine allgemeinere Karriere gemacht hat; das sind glückliche Aktivitäten des Denkens, wie auch Aristoteles meinte, von denen auch Epikur, oder Pseudo-Epikur, sprach. Ich wage zu hoffen, daß auch unser Gespräch hier sich als ein Stück glücklicher Aktivität erweist, in der beschränkten Zeit, an der die Mäuslein nagen.